

che der Riten habe es sich nicht um ein göttliches Gesetz gehandelt. Die römischen Behörden hätten die Lage nicht so sachkundig beurteilen können wie die Missionare. Bei der Enzyklika „Humanae vitae“ handle es sich auch nicht um eine unfehlbare Lehrentscheidung, und – so sagte Pater Hirschmann – es werde sich in der Zukunft erweisen, was für das Heil der Menschen nützlich sei.

Die Entwicklung hat gezeigt, daß im deutschsprachigen Raum die überwiegende Mehrheit der gläubigen, praktizierenden katholischen Christen die Lehre der Enzyklika in bezug auf die Empfängnisregelung nicht angenommen hat. Die Moraltheologen haben für die gelebte neue Ehemoral eine begründete Lehrmeinung entwickelt, die sich immer mehr durchgesetzt hat trotz wiederholter Einschärfung der Lehre der Enzyklika durch den Papst. Die Gläubigen sind in Abwägung der unterschiedlichen Lehrmeinungen ihrem Gewissen gefolgt; die Eigenverantwortung der Gläubigen ist größer geworden.

An diesem Beispiel wird deutlich, was immer katholische Lehre war und was das II. Vatikanische Konzil in der Konstitution über die Kirche ausdrücklich formuliert hat (Nr. 12): „Die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen haben (vgl. 1 Jo 2, 20 u. 27), kann im Glauben nicht irren. Und diese ihre besondere Eigenschaft macht sie durch den übernatürlichen Glaubenssinn des ganzen Volkes dann kund, wenn sie ‚von den Bischöfen bis zu den letzten gläubigen Laien‘ (vgl. Augustinus) ihre allgemeine Übereinstimmung in Sachen des Glaubens und der Sitten äußert. Durch jenen Glaubenssinn nämlich, der vom Geist der Wahrheit geweckt und genährt wird, hält das Gottesvolk unter der Leitung des heiligen Lehramtes, in dessen treuer Gefolgschaft es nicht mehr das Wort von Menschen, sondern wirklich das Wort Gottes empfängt (vgl. 1 Thess 2, 13), den einmal den Heiligen übergebenen Glauben (vgl. Jud 3) unverlierbar fest. Durch ihn dringt es mit rechtem Urteil immer tiefer in den Glauben ein und wendet ihn im Leben voller an.“ Das Konzil betont also: Der ganzen Kirche ist die Wahrheit verheißen. Das Konzil hat die Fenster in jeder Beziehung weit geöffnet, und so ist eine erstaunliche Vielfalt im kirchlichen Leben und in der kirchlichen Lehre entstanden.

Das hat den Freiraum erweitert, aber auch die Sorge wachsen lassen, wie Einheit und Rechtgläubigkeit gewahrt werden können. Daher ist es verständlich, daß in den Gemeinden immer wieder Stimmen laut werden, die nach verbindlichen Weisungen verlangen; und es ist auch verständlich, daß die verantwortlichen Leitungsstellen bestrebt sind, möglichst viele verbindliche Weisungen auszugeben, sei es aus Sorge, sei es aus Neigung.

In einem lebendigen Prozeß sind Auseinandersetzungen nicht zu vermeiden, weder solche in den Gemeinden selbst, noch solche zwischen Basis und Leitung. Fundament und Garant des Glaubens ist immer – wie das Konzil betont hat – der Glaubenssinn der Gläubigen. Nur in einem ständigen wirklichen Dialog zwischen Menschen, die in den Gemeinden sagen und vollziehen, was sie im Glauben wissen und empfinden, den Theologen, die dieses Wissen und Tun artikulieren und unterstützen, und den Amtsträgern, die in Verkündigung und Leitung den Dienst der Einheit leisten, kann die Kirche ihren Weg in dieser Welt finden.

Karl-Ernst Apfelbacher

Wie steht es um Glaube und Offenheit „aktiver“ Gemeinde-Mitglieder?

Auf dem Hintergrund einer kurzen Beschreibung einer sehr „lebendigen“ Gemeinde macht sich Pfarrer Apfelbacher Gedanken über dieses „soziale Feld geistlichen und geistig-menschlichen Austausches“. Er fragt nach der Qualität des Glaubens, nach der Lebensbezogenheit und Offenheit der aktiven Christen. Auch wenn ihm dabei der Begriff der „Gemeinde“ etwas verschwimmt, hofft er doch, daß sich auch in Zukunft viele Kirchnahe und Kirchenferne mutig und lernwillig auf dem Feld der Gemeinde bewegen.

Seit drei Jahren bin ich Pfarrer in der Pfarrei St. Ursula in München-Schwabing, westlich der Leopoldstraße und der Münchner Frei-

heit. 10.500 Katholiken und etwa 2500 Protestanten wohnen hier. Für die Seelsorge sind mir ein Pastoralassistent und eine Pastoralassistentin zugeordnet, dazu für einige Wochenstunden eine kluge und einfallsreiche Religionslehrerin.

Schwabinger Milieu

Schwabing gilt als ein Künstlerviertel und ist ein Vergnügungszentrum Münchens, gehört zu den teuersten Wohnvierteln Münchens mit „vornehmen“ Adressen. Wegen der Nähe zur Universität wohnen hier viele Studenten – privat oder in einigen Studentenwohnheimen. Viele alte Leute wohnen hier, oft „alteingesessene“ (neulich erzählte mir eine Frau, sie wohne schon 60 Jahre hier). Allerdings gibt es einen Wandel in der Bevölkerungsstruktur: Alte Leute ziehen weg in Altersheime außerhalb des Pfarrgebietes; die Altbauwohnungen werden saniert; die Mieten werden auf Schwabinger Niveau angehoben (bis zu 20 DM pro m²) und sind dann nur mehr für eine finanziell gehobene Schicht erschwinglich. Lang ansässige Gemeindemitglieder nehmen wahr, daß in den Gottesdiensten im Vergleich zu früher weniger ältere und mehr junge Gottesdienstbesucher anzutreffen sind.

Das Gemeindeleben

Das Gemeindeleben im engeren Sinn, d. h. was organisierbar ist, ist vielfältig: Es gibt z. B. eine Männergemeinschaft, eine pfarrliche Gruppierung der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands, einen Elisabethverein und einen Vinzenzverein (für soziale Dienste), zusammen mit anderen Pfarreien einen Verein für ambulante Kranken- und Altenpflege. Es gibt Jugendgruppen, eine Teestube für junge Leute, etwa 50 Ministranten (seit 1972 auch Ministrantinnen), eine Orff-Kindergruppe, eine Ortsgruppe von amnesty international, einen Arbeitskreis Mission – Entwicklung – Frieden, einen über die Pfarrgrenzen hinaus angesehenen Chor, eine Tanzgruppe, die auch in der Gemeindeliturgie tanzt und dabei die Kirchenbesucher (auch alte Leute) in den Tanz einbezieht. Engagierte Frauen laden regelmäßig zu Altenfesten und zum Altenclub und zu Ausflügen ein. Der „Lustbarkeitsausschuß“ des Pfarrgemeinderats organisiert Gemeindefeste,

Kinderfeste und Faschingsveranstaltungen. Regelmäßig gehen Kleidersendungen oder Geldspenden u. a. nach Portugal, Ecuador, Tansania, Indien und zur Partnergemeinde in Danzig (Polen). Mein Vorgänger (er war 25 Jahre Pfarrer) hat die Laien angeregt und sie „machen lassen“ – und sie haben den Freiraum genutzt und sich mit Eifer, Sachverstand und Umsicht an die Arbeit gemacht. Kandidaten für den Pfarrgemeinderat zu finden, macht kaum Probleme, jedenfalls nicht für den Pfarrer. „Kommunionmütter“ und Firmvorbereitungs-Gruppenleiter sind leicht zu finden.

Eine Eigentümlichkeit der Pfarrei: Mein Vorgänger hat eingeführt, daß in den Sonntagsgottesdiensten und meist auch in den Werktagsgottesdiensten bei der Kommunion neben der Hostie auch der Kelch gereicht wird. So werden am Wochenende (derzeit drei Gottesdienste) an die 20 Laienkommunionausteiler(innen) benötigt; denn bei jedem Gottesdienst müssen es drei oder vier Kommunionausteilerpaare sein, damit der Gottesdienst nicht unergiebig in die Länge gezogen wird. In den vergangenen drei Jahren haben sich immer genügend Austeiler bzw. Austeilerinnen auf der Altarinsel eingefunden. (Unsere Erfahrung lehrt, daß die Einführung der regelmäßigen Kelchkommunion kein wesentliches Zeitproblem ist, sondern auf die Frage zusteuert, ob man Laien ermuntert, bei der Kommunionausteilung mitanzupacken.)

Diese lückenhafte Aufzählung zeigt eine laienaktive Gemeinde. Einmal fragte mich ein Student, der nur diese Aufzählung kannte, ob die Situation von St. Ursula nicht eine Utopie sei im Vergleich zu dem, was in vielen Pfarreien und bei vielen Pfarrern möglich sei. Dazu: Ich will nicht vergleichen. Ich möchte einige Probleme benennen, die mich zur Zeit bedrängen.

Was glauben die sogenannten Gläubigen?

Mich treibt derzeit die Frage um: Was glauben eigentlich die Gläubigen, insbesondere die „aktiven“ Gemeindemitglieder? Ein Beispiel: Der Männerverein (überwiegend ältere Herren, die bei organisatorischen Dienstleistungen in der Pfarrei – von Gemeindefesten bis zum Himmeltragen bei der Fron-

leichnamspzession – fraglos und willig und umsichtig die Sachen in die Hand nehmen) bat mich zu einer „Adventsbesinnung“. Ich legte ihnen Jes 11, 1–10, und Mt 3, 1–12 (Lesejahr A, 2. Adventssonntag), zum Gespräch vor. Nach einigem bibelkundlichem Hin und Her fragte ich direkt: Jetzt einmal ehrlich! Wir singen „O Heiland, reiß die Himmel auf!“ oder „Marana tha – unser Herr, komm!“ Meine Frage: Wollen Sie eigentlich, daß unser Herr kommt, lieber heute als morgen, um das verheißene Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens gegen alle Widerstände aufzurichten? Zunächst war Verlegenheit, dann redeten die Männer frank und frei: Eigentlich niemand wollte wirklich, daß der Herr sofort komme, um für Gerechtigkeit, Liebe und Frieden für alle Menschen zu sorgen. Einer äußerte, er habe Angst vor den angekündigten Drangsalen, den angekündigten „apokalyptischen Reitern“ (Offb 6). Ich antwortete (dem Sinn nach): Die apokalyptischen Reiter sind doch schon in aller Welt unterwegs. Aus der Tagespresse kann man entnehmen, was hier und heute an Folter und Unmenschlichkeit nahezu in aller Welt vielen Menschen angetan wird. Wir können doch nicht bloß deshalb, weil wir in der Bundesrepublik einigermaßen erträgliche und menschenwürdige Verhältnisse haben, dem Herrn, wenn er kommen will, entgegenziehen und rufen: „Komm bitte jetzt noch nicht! Unsere Adventslieder sind nicht so wörtlich zu nehmen! Uns geht es gar nicht so schlecht; wir sind deines Reiches nicht akut bedürftig. Und das Los der vielen Menschen, die in anderen Teilen der Welt ‚in Finsternis und Todesschatten‘ sitzen und in den Folterkellern geschunden und gequält werden – nimm es nicht so tragisch!“ Die Frage, die mich bewegt: Ist das Evangelium und seine Verheißung des anbrechenden Reiches Gottes doch nur denen wirklich verständlich, die so arm sind, daß sie nichts mehr zu verlieren haben und nur noch die Chance haben, auf Gerechtigkeit, Liebe und Frieden zu hoffen ohne begründete Aussicht auf Hilfe von Menschen?

Lebendiger Gottesdienst?

Lebendig werden Gottesdienste, wenn das konkrete Leben mit seinen Licht- und Schat-

tenseiten vorkommt, zusammenkommt, zur Sprache gebracht und gefeiert wird. Ich bitte, häufig mit Erfolg, Eltern, ihr Kind in einen Sonntagsgottesdienst zur Taufe zu bringen. Gelegentlich läßt sich auch ein Brautpaar im sonntäglichen Gemeindegottesdienst trauen. Ich erläuterte einmal in einer Predigt meine „Vision“: „Wenn in einem Gottesdienst eine Hochzeit gefeiert und zugleich ein Toter beklagt wird, und wenn die, die über den Verstorbenen trauern, den Hochzeitsleuten ohne Neid gratulieren können und zugleich die Brautleute den Trauernden ohne Angst kondolieren können, dann wird lebendig und spürbar, was in den Hochgebeten immer beschworen wird: die Einheit im Heiligen Geist.“ Eine Frau sagte mir nachher: „Ich bin schon über 80 Jahre. Bleiben Sie bei Ihrer Vision!“

Vor einem Jahr kam es so: Für den Hauptgottesdienst am Sonntag war die Taufe eines Babys vorgesehen. Unvorhergesehen wurde ich am Vorabend gebeten, in diesem Gottesdienst ein Totengedenken zu formulieren für einen Mann (etwa 40), der sich in Depression vor einigen Tagen erschossen hat und eine Frau mit zwei Kindern hinterläßt. Der Verstorbene war noch vor 14 Tagen mit seiner Frau in unserem Gottesdienst gewesen (da war auch eine Taufe!); er sei davon sehr angerührt gewesen; und jetzt möchte die Frau mit ihren Kindern wiederkommen. Ich kam (nach Absprache mit der Frau) in der Predigt auf den unglücklichen Tod ihres Mannes zu sprechen und darauf, daß – Taufe und Tod – in diesem Gottesdienst „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (Gaudium et spes, II. Vatikanum) konkret versammelt sind. Beim Friedensgruß kam mir die Idee, die Mutter mit dem Neugetauften zu der Witwe hinzuführen. Die Witwe gab dem Kind ein Kreuz auf die Stirn. Vor kurzem erzählte man mir, daß der Frau mit ihrer frischen Trauer diese Berührung des Kindes eine wichtige Erinnerung geworden sei, ein kleines Licht auf dem Weg durch ihre Trauer. Gottesdienste solcher Art werden nicht einhellig positiv aufgenommen: Viele finden sie spannend und anrührend, weil eigene, vielleicht unverdaute gute und schlechte Erinnerungen, auch enttäuschte Hoffnungen wiederauftauchen. Manche jammern: „Wann ist endlich wieder einmal ein Gottes-

dienst, in dem nichts los ist!“ Meine These dazu: Man kann nicht jammern z. B. über die Jugend, daß sie unsere Gottesdienste zu langweilig findet, und zugleich fordern, daß in Gottesdiensten „nichts los“ sein darf. Beklemmend ist für mich, daß auch treue und regelmäßige Gottesdienstbesucher von der Liturgie gar nicht mehr erwarten, daß das konkrete Leben vorkommt.

Offene Gemeinde?

Zweifellos ist St. Ursula eine „bunte“ Gemeinde. Ist die Pfarrei auch eine „offene“ Gemeinde? Dazu zwei Beobachtungen:

Erstens: Auf dem Pfarrgebiet, neben der Kirche, wohnt ein sehr bedeutender deutscher Lyriker. Er nimmt nicht am sogenannten „Gemeindeleben“ teil; vor einiger Zeit brachte er sein Kind zur Taufe in den Sonntagsgottesdienst; er ist ein sensibler und freundlicher Mensch. Ich fragte in den zuständigen Laiengremien, ob man ihn nicht einmal zu einer Dichterlesung in den Pfarrsaal bitten sollte. Die erste Reaktion war Ablehnung; man sagte: „Das verstehen unsere Leute doch nicht.“ Dazu: Ich verstehe nicht, wer da „unsere Leute“ sind. Und ich verstehe nicht, warum eine Veranstaltung, die stadtweites Interesse finden würde, bei „unseren Leuten“ nicht auch Anklang finden könnte.

Zweitens: Eine Buchhandlung auf dem Pfarrgebiet bittet regelmäßig, im Pfarrsaal Veranstaltungen durchführen zu können. Themen waren in den vergangenen Wochen New Age, Teilhard de Chardin; ein Krankenhausseelsorger berichtete über seine Erfahrungen mit Aids-Patienten; P. M. Zulehner erläuterte sein Buch „Das Gottesgerücht“ (Patmos, 1987). Vor längerer Zeit war auf Einladung von Pax Christi C. F. v. Weizsäcker im Pfarrsaal, um seine Idee eines Friedenskonzils vorzustellen. Der Pfarrsaal war jedesmal voll, aber von „der Gemeinde“ war kaum jemand da. Jüngst war Bischof Proano, der „Bischof der Indios“, aus Ecuador am Samstag nach dem Gottesdienst zu einem Gesprächsforum in der Kirche zu Gast; etwa 200 Besucher haben sich eingefunden, aus der „Gemeinde“ kaum jemand. Gleichzeitig kritisiert man in den Gemeindegremien gelegentlich, daß die Bildungsarbeit zu kurz komme; dabei waren alle Veran-

staltungen in den üblichen wöchentlichen Pfarrnachrichten ausführlich angekündigt worden.

Mir verschwimmt derzeit der Begriff „Gemeinde“. Kann man unter „Gemeinde“ ein soziales Feld geistlichen und geistigen und menschlichen Austausches verstehen, in dem sich „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“ berühren können? Viele („Kirchennahe“ und „Kirchenferne“) bewegen sich mutig und lernwillig auf diesem Feld. Andere („Kirchennahe“ ebenso wie „Kirchenferne“) haben Angst, sich auf diesem Feld neugierig und dialogbereit zu bewegen. Die ersten möchte ich bestärken, den zweiten mit Geduld und Liebe begegnen.

Ursula Gödde

Ein Wort an den Bischof zur Mitwirkung der Gemeinde bei der Bestellung des Pfarrers

Wir drucken hier eine Rede ab, die Frau Gödde im Namen von zwei Pfarrgemeinderäten an den Bischof richtete, als er zur Firmung in einer der beiden Gemeinden weilte. In diesem Dokument ist viel vom Selbstverständnis und Selbstbewußtsein eingefangen, das einen Teil der Gemeindeglieder bestimmt.

Sehr geehrter Herr Bischof!

Die Vorüberlegungen in den beiden Pfarrgemeinderäten von St. Hedwig/St. Laurentius (Bremen-Ost) für dieses Gespräch zielten auf die Frage nach der Stellung der Laien in der Kirche heute. Es war beabsichtigt, das an zwei Beispielen darzustellen, die uns betreffen haben und noch betreffen: erstens an der Auseinandersetzung um die Wahl eines neuen Pfarrgemeinderates vor drei Jahren, zweitens an der Diskussion, die um die Neustrukturierung der katholischen Gemeinde zu Bremen geführt wird.

Heute scheint es uns dagegen wichtiger, ein aktuelles Thema zu besprechen, welches die Zukunft unserer Gemeinden unmittelbar berührt und zugleich die oben gestellte Frage